

„Die kleine Fan“.

Roman von B. von der Lancken.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Nach einer halben Stunde kam Bill zurück; leise trat er ein und reichte der Schwester die verordnete Arznei. Als er sich Lorchens Bett näherte, wich er erschrocken zurück. — Mit einem ernten, lieben Lächeln streckte Fan ihm die kleine Hand entgegen.

„Guten Tag, Bill, Gott, welch ein Jammer für Euch! Und nicht wahr, Du schickst mich nicht fort — ich darf hier bleiben? Bitte, bitte, laß mich bleiben, Bill.“ flehte sie.

„Fan,“ flüstert er mit bebender Stimme, „Fan, ich darf Dich nicht hier behalten!“

„Doch, Du mußt, Bill, Du mußt, ich hätte keine ruhige Minute! Komm nur einen Moment ins Nebenzimmer — ich habe Dir ja so viel zu sagen, Du weißt ja gar nicht, was sich seit gestern alles zugetragen!“ —

„Dein Großvater wird es mir nie verzeihen, wenn Du hier bleibst,“ jagte er, nachdem Fan ihm alles erzählt, „die Ansteckungsgefahr ist doch sehr groß — denke an Tina.“

„Egal, in diesen Zeiten verlasse ich Euch nicht, Bill, ich werde an Großpapa schreiben.“

Und sie blieb und nahm die Leitung des Haushalts in ihre kleinen Hände und dachte und sorgte

für alle und dachte nie an sich und immer nur an die anderen.

Der alte Baron war allerdings sehr erschrocken und entrüstet, als er jenes Briefchen bekam, aber im Grunde trug diese Handlungsweise seiner Enkelin nur dazu bei, sie in seiner Liebe und Bewunderung auf ein noch höheres Piedestal zu heben, als wohin er sie vom ersten Augenblick schon hinausgehoben.

Mit Klein-Lordchen hing es von Tag zu Tag besser, mit Tina rapide von Stunde zu Stunde schlimmer. — Die Aufregung der ganzen letzten Zeit trug dazu bei, die erregten Gehirnnerven vollständig widerstandslos zu machen. Das Fieber hielt sich in bedenklicher Höhe und wollte nicht weichen, und schließlich trat eine Gehirnentzündung hinzu.

Überm stillen Waldsee ruht  
Traumhaft tiefes Schweigen.  
Beiden müde in die Flut  
Sich herniederneigen.

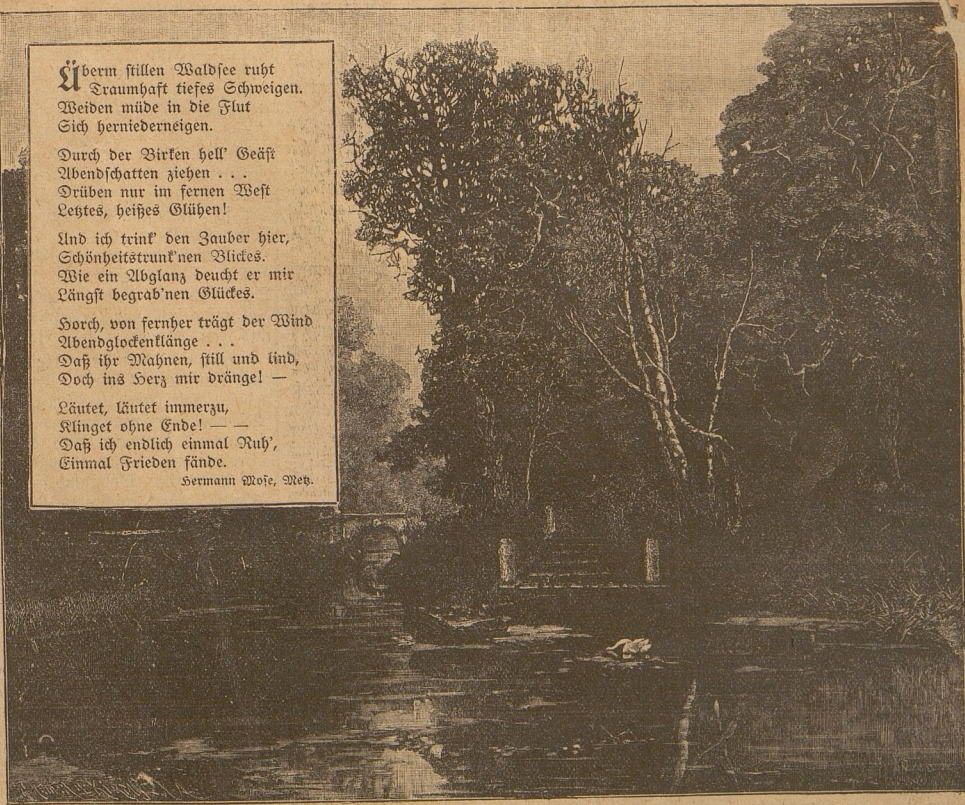
Durch der Birken hell' Geäst  
Abendschatten ziehen . . .  
Drüben nur im fernen West  
Lebtes, heißes Glühen!

Und ich trink' den Zauber hier,  
Schönheitstrunk'nen Blickes.  
Wie ein Abglanz deucht er mir  
Längst begrab'nen Glückes.

Horch, von fernher trägt der Wind  
Abendglockenlänge . . .  
Daß ihr Wähnen, still und lind,  
Doch ins Herz mir dränge! —

Läutet, läutet immerzu,  
Klinget ohne Ende! — —  
Daß ich endlich einmal Ruh',  
Einmal Frieden fände.

Sermann Mose, Wes.



Am Waldsee.

Es waren schwere, jammervolle Stunden, die Bill und Jan an dem Krankenbette zubrachten. Tina hatte bald mit wilden Wahnvorstellungen zu kämpfen, bald lag sie ganz still und klagte leise und weinend. — Sehnsuchtsvoll, leidenschaftlich kam in diesen Stunden der Name Ladislaus Orchemski über ihre Lippen — dann wieder rief sie nach Jan — zwischen durch harie Anflüge gegen Bill und angstvolle Rufe nach ihrem Kinde. — Die Phantasien steigerten sich und sanken mit der Höhe des Fiebers.

„Hilf mir, Ladislaus, halte Dein Wort, er weiß alles, und das Kind soll auch fort, zu Großmutter — und ich will auch fort. Wie ich ihn hasse! — Nein, Jan, schreibe nicht — ich wollte ihn ja nur, weil ich arm war — nicht arm sein, nicht arm sein — Bill Ladislaus.“ Die wilden Reden erstarben in undeutlichem Gemurmel. Jan lag allein an dem Bett, es war in der Nacht und die Schwester hatte sich zur kurzen Ruhe in dem Nebenzimmer niedergelegt. Die Nachtlampe erfüllte das große Zimmer mit gedämpftem Schein. Jan konnte das abgekehrte, fiebergelühende Gesicht Tinas deutlich erkennen: die langen Wimpern warfen dunkle Schatten auf die Wangen, und die trockenen Lippen bewegten sich mühsam um jedes Wort kurz, abgebrochen hervorzubringen. Unruhig bewegte die Kranke den Kopf von einer zu anderen Seite, ihn manchmal tief in die Kissen eingrabend. Ein Schauer stieg durch den Körper des jungen Mädchens, ein unheimliches Gefühl des Grauens kroch ihr durch die Glieder. — Scheu wandte sie den Kopf von der Kranken zur Seite und starrte tödlich erschrocken nach der Tür. Aus der dämmerigen Umgebung hob sich die dunkle Gestalt eines Mannes ab — es war Bill. Langsam kam er näher, ein harter, finstler Ausdruck lag auf seinem Antlitz, wie Fanny ihn doch nie gesehen. Ihr erster Gedanke war, daß er das Reden gehört — und ihr erstes Gefühl war Auszugesuchen, so viel noch möglich.

„Bill,“ sagte sie die Augen bittend zu ihm aufgeschlagen und ihrer Hand leise seinen Arm berührend, „Bil, redet ja im Fieber.“

Er schüttelte den Kopf, und mit langsamem Druck ihre kleine Hand fassend, sagte er mild: „Du meinst gut, kleine Jan, aber gib Dir keine Mühe, ich weiß alles — alles — aber hier ist keine Zeit, noch der Ort, darüber zu sprechen.“

Die Pflege der Kranken nahm von Stunde zu Stunde ab. Die Schwester, Bill, Jan, waren an ihrem Bette versammelt, der Arzt wurde telephonisch gerufen, — er konnte wenig helfen. — Gegenwärtig trat ein Gehirntromp ein — es war ein archaisches Sterben. — Der Tod selbst war ganz plötzlich durch Gehirnschlag.

Sonnenchein gaukelte ins Zimmer, wo Fanny, und umfloßte die kleine Schläferin; und schlug die großen Augen auf zu einem Daseinstag, während im Zimmer daneben Schwester eben mit sanfter Hand der toten Mutter die Lider zudrückte. Tina von Högemeister trat ausgelebt und ausgelitten. Die traurigsten, bittersten Konflikte hat der Allüberwinder Tod an gelöst. Daß sie gestorben ist, ein Opfer ihrer Pflichtenfüllung als Mutter, das schwebt wie ein mild verziehender Hauch, selbst für die, die ihre schwere Schuld kannten, um ihr Totenbett. Denn daß auch bei dieser Pflichtenfüllung die Angst um die eigene Zukunft eine so starke Triebfeder gewesen, das ahnt niemand und es ist gut so! —

In Behmen standen die alten Linden in voller Blüte und füllten mit ihren süßen, betäubenden Düften den alten Park und sandten ihn zum Schlosse hinüber, bis hinein in die weitgeöffneten Fenster der so lange Jahre unbewohnt gewesenen Parterre-Räume, in denen Mamiell Medleffischen mit zwei jüngeren Dienerrinnen ihr eifriges Handtieren hatte; die Teppiche hingen draußen im Hof über der Teppichlange, und die Sonnenstrahlen durften darüber hinpaazieren, wie sie auch in die Fenster hineinstrahlten und die schönen Frauenbilder mit den gepuderten Haaren und den schlanken

Schnürtailen umfloßten, die aus verschörfelten Barockrahmen mit verwunderten Augen auf das Leben im Freien aus den so lang verödeten Räumen blickten. Zu das Toilettezimmer mit der verbläuten rosenroten Bekleidung war ein Bettchen gestellt, und die vergilbten, reichgestickten Tüllvorhänge, sorgfältig gewaschen und hier und da fein gestopft, breiteten sich in zart duftiger Weise darüber; aber auch die Stube daneben, die einstige Schlafstube, groß und geräumig, hatte sich eine totale Umwandlung müssen gefallen lassen. Um das breite, französische Himmelbett schlossen sich in beinahe feierlichem Ernst die schweren Seidengardinen, in der anderen Ecke aber stand eine einfache Holzbettstelle und daneben eine kleine Kinderbettstelle, die die Frau Pastirin mit allem Zubehör bereitwilligt geliehen. Die Kokos- und Waschtouillette war auch in das rosa Toilettezimmer gewandert und durch eine einfachere ersetzt.

„s wird eben das ganze Haus auf den Kopf gestellt,“ meinte die Medleffischen, aber dabei lachte sie mit dem ganzen frischen, vollen Gesicht und setzte hinzu: „Na, und gottlob! Hätte nur viel früher schon so kommen müssen!“

Nach drei Tagen war denn auch alles fix und fertig für die Heimkehrenden, und an einem wunderschönen Augustabend fuhr Jan an der Seite des alten Barons, auf dem Rücksitz der umfangreichen Kalesche ein Mädchen mit dem kleinen Vore auf dem Schoß, in den Schloßhof ein. Die Medleffischen stand kniend mit einem großen Blumenstrauß vor der Tür, und aus den Stalltüren und den Fenstern des Wirtschaftshauses lugten überall neugierige Augen.

Das Herz der kleinen Jan klopfte in tiefer Ergriffenheit, als sie die Blumen in Empfang nahm, in die von Tränen schimmernden Augen der alten Dienerin blickte und über die verfallenen Steinstufen die kühle, große Vorbiele des alten Hauses betrat — die Heimat ihres Vaters! „Hier, Medleffischen,“ sagte der Baron, „bringe ich meine Enkelin, und diese Kleine da ist meine Urenkelin! Armes, kleines Ding, schon eine Halbwaive. Sie sehen beide ein bißchen sehr durchsichtig aus, Leffchen, ich denke aber, sie werden hier bald anders aussehen. Komm, mein Kind.“

Damit bietet er Jan in seiner ritterlichen Art den Arm und führt sie durch den Speisesaal in ihre Zimmer, in denen es durch die köstlichen Spätrosen und Nejsda. Das junge Mädchen steht überwältigt da, ohne ein Wort sagen zu können, und ganz leise schmiegt es sich fest an ihn und sagt: „Lieber, guter Großpapa, ich danke Dir.“

Nach dem kleinen Diner, das Oberamtsell Medleffischen Oberleitung alle Ehre macht, und nachdem Vorch zu Bett gebracht, geht der Baron mit Jan in den Park, auf dessen Baumkronen der Glanz der sinkenden Sonne liegt und wo man von der großen Linden-Allee aus einen so schönen Blick auf das alte Schloß hat, dessen massige Umrisse sich fast großartig abheben von dem verglühenden Abendrot, das sich, allmählich sanft abtönend, weit über den Himmel ausdehnt, jedes Wölkchen mit purpurnem Saum umkränzend. Auch der alte Peter wird besucht — und die kleine, steinerne Bank, die am Rande des Weihers steht, hell von anmutigen Weidenzweigen überschattet, die hat Fanny sich sofort zum Lieblingsplatz erkoren. Hier muß es sich wunderschön leben und — träumen lassen. Sie träumte so gern, die kleine Jan, ebenso gern wie andere junge Mädchen von 23 Jahren, aber das Leben mit seiner Arbeit und seinen Sorgen und Anforderungen hat ihr nie recht Zeit dazu gelassen — hier wird sie Zeit dazu haben, und sie freut sich darauf. Statt aus der knöchernen Hand des alten Barons empfängt Peter seine Semmelkruken heute aus den weichen Fingern des jungen Mädchens.

Den Tee trinken sie dann auf der Terrasse; Jan bereite ihn selbst, während der Baron sich behaglich im Korblehnhuhl dehnt, Murr sich leise schnurrend an seinen Füßen reibt. Es ist alles so viel traulicher und schöner, wenn der Baron aufschauend in das reizende, blasse Gesichtchen sehen

kann, und wenn ein weiches, heiteres Lachen zu ihm herüberönt. Wie hat er nur so lange leben können, ohne ein bißchen Liebe und ohne das liebe, kleine Ding, das er, als sie ihm seinen Tee bringt, an sich heranzieht und streichelt, indem er ihr liebevoll die Wangen klopft. Kofel auf seinem Messingring kann sich dieses Verhalten seines Herrn nicht recht erklären, er neigt sich weit vor, sieht sich die Sache genauer an und fragt dann altflug: „Hast Du Zahnweh?“

„Hast Du Zahnweh?“

„Wie geht es Dir heute, mein Junge?“ fragte Max Wehendank, zu Bill ins Zimmer tretend, der, den linken Arm in einer schwarzen Binde, am Schreibtisch saß und schrieb. Er sah elend aus, aber der gequälte, nervöse Ausdruck aus seinem Gesicht verschwand.

„O, danke Max, den Umständen nach ganz befriedigend; die Nacht noch etwas leichtes Wundfieber, doch jetzt bin ich ganz fieberfrei, und Dr. Ahnstein hat mir das Aussteigen erlaubt und meint sogar, daß ich in drei bis vier Tagen reisen kann.“

„Na, da ist die Sache ja besser verlaufen, als ich gedacht! Dem Polen mögen die Finger doch eifrig jucken, obgleich er wohl kaum mehr als einen scharfen Streifschuß bekommen hat. — Danke, wenn Du erlaubst.“ Damit griff er in das Zigarrenstichchen, das Bill ihm hinstob, zündete an und setzte sich in die Sofaede.

„Weißt Du, Bill, daß Du nicht zu meiner Hochzeit kommen wirst, das geht absolut nicht, darüber müssen wir noch mal sprechen. — Sie soll am 20. September sein. — Freilich, ein großer Klüßchen wird es ja werden.“ Er sah fragend zu dem Freunde hinüber — der hob ablehnend die Hand.

„Nein, mein Max, ich weiß, Du meinst es gut, aber es geht wirklich nicht, ich würde auch kein besonders fröhlicher Gast sein.“

„Schade, jammerschade!“ — Er schüttelte den Kopf. — Eine Weile war er still und sie bliesen blaue Rauchwolken in die Luft. „Uebrigens,“ begann Wehendank nach einer kurzen Pause, „die Geschichte hat keinen Staub aufgewirbelt. Es hat nicht mal eine Notiz über das Duell in der Zeitung gestanden. Wir haben die Sache famos gebedacht, daß wir das draußen bei mir arrangierten. Was wird aber Dein Schwiegervater sagen, wenn Du so interessant bandagiert antrittst, und die kleine Jan?“

„Der Baron wird ja wohl ahnen, daß da irgend etwas anderes zugrunde liegt als eine böse Quetschung des Arms — wenn er mich aber sonst heil und gesund vor sich sieht, kann er beruhigt sein, und Jan? Nun Jan —“ Er zögerte.

„Sie wird am Ende die Fabel von dem zerquetschten Arm glauben.“ Er lächelte eigentümlich dabei, und dies Lächeln gab Max zu denken. Wehendank war nie ein besonderer Verehrer Tinas, er wußte, wie wenig glücklich die Ehe gewesen — aber, wie er jetzt so mit Högemeister zusammenjaß und es in der Wohnung so todesstill war, kein Schritt hörbar, nicht das leise Klatschen eines Frauenkleides, nicht das laute Zauchen der kleinen Vore, und wie dann beide in dem großen Berliner Zimmer sich so zu zweien an dem Tisch gegenüberließen, zu Abend speisten und Tinas Platz leer blieb, da überkam den lebensfrohen Mann doch ein eigenartiges, bedrückendes Gefühl, ein unendliches Mitleid mit dem so ganz Vereinjamten.

„Hör mal, Bill,“ sagte er, „das hielte ich nicht aus, an Deiner Stelle — diese Leere und Stille brächte mich um.“

„Wir tut sie wohl, unendlich wohl, Max,“ sagte der andere leuzend, und die Hand auf den Arm des Fremdes legend, setzte er hinzu: „Du weißt es ja nicht, Max, wie unangbar unglücklich ich mich gefühlt, und was ich innerlich gelitten habe. Die fortwährenden seelischen Erregungen, diese sich täglich erneuernden stillen Kämpfe oder unliebamen Lusttritte.“

„Wie nur eine Liebesheirat so elend ausgehen kann,“ meinte Wehendank kopfschüttelnd, „da kann einem ja ordentlich grauslich werden.“

„Es war keine Liebesheirat, Max — ich erzähle Dir das ein anderes Mal,“ jagte Hogemeister seufzend.

„Du machtest ihr doch stark die Kur, an meinem Geburtstag war's, weißt Du noch?“

„Ich weiß es, ich habe nichts vergessen. — Es war ein Kurmaden par debit und dann kam meine Ehre mit ins Spiel.“

„Hm, hm, armer Kerl!“

„Es ist ein schreckliches, elendes, niederdrückendes Gefühl, Max, wenn man den Tod eines Wesens als Erlösung betrachten muß, das mit den engsten Banden an uns geknüpft, das die Mutter unseiner Kinder ist. Man kommt sich selbst ganz erbärmlich vor, und doch ist es nur das befreite Ausatmen einer jahrelang gequälten, unverständenen Seele.“

Sie setzten sich nach Tisch mit ihren Zigarren auf den Balkon, die Köchin brachte noch ein paar Flaschen Bier, dann blieben sie zusammen bis 10 Uhr, wo Wehendank aufbrach, um noch den 11 Uhr-Zug, der auf der Kolbitzower Station anhält, zu erreichen; er trug Bill noch sehr viele Grüße für Jan auf und wünschte weitere gute Fortschritte in der Genesung.

Hogemeister saß dann noch allein draußen; er sah die Straße entlang. Am Abend, und um so mehr nachts, war der Verkehr hier nicht lebhaft, nur hin und wieder rollte eine Droschke vorüber, und das gleiche Klipp, Klapp, Klipp, Klapp der Pferdehufe auf dem Asphalt schlug an sein Ohr. Vereingeltete Fußgänger schritten unten vorbei, eine Haustür wurde auf- und zugeschlossen, und die Lampen, deren Schein durch das Grün schimmerte, womit der Balkon umrankt war, erloschen — nur die Flammen in den Laternen schwebten in Reihen die Straße entlang, wie riesige Glühwürmchen in der Dunkelheit.

In Hogemeister lebte wieder all das Schreckliche und Häßliche auf, was er in den letzten Wochen erlebt, von dem Moment seiner Heimkehr an bis zu der Stunde, wo er den Hosen aufgesucht. Dann das Duell — Orzechowski hatte sich leidlich anständig benommen — er hatte auch in Bills Gegenwart alle Briefe Linas, wie diese die Seinen vernichtet, an jenem Nachmittag — Bill dachte mit einem Schauer daran.

Jan hatte gelernt, ihren Großvater zu lieben; wenn sie sich im ersten Augenblick aus Mitleid und Rührung an seine Brust gestürzt hatte, so konnte die zarte, beinahe ritterliche Fürsorge, mit der er sie umgab, nicht ohne Eindruck bleiben. Und wenn es auch, besonders in den ersten Tagen ihres Aufenthalts auf Rehmen, Stunden gab, in denen sie mit Wehmüt und Schmerz ihres Vaters gedachte, wenn sie auch manchmal eine heimliche Träne um die Mutter weinte, und wenn wieder etwas von dem alten Unwillen gegen den Baron sich regte, so jagte sie sich doch, daß er gut machte, was er geschalt, soweit es in seiner Macht lag, und sie wußte, daß sein Gewissen, einmal erwacht, nicht ganz zur Ruhe gekommen war. Er mußte sehr traurig sein, dort eine Stimme hören zu müssen, die uns anklagt, jemand Liebes bis zu seinem Tode Unrecht getan zu haben, dachte Jan, und dann tat ihr der alte Mann leid, und aus dem Leidtum wurde dann eine kindliche warme Zuneigung.

Jan blühte auf in der frischen, gesunden Landluft, bei der kräftigen, guten Nahrung und dem ruhigen, sorglosen Leben. Das Gesichtchen, das schmal und so krankhaft bleich geworden, bekam ein ganz klein wenig jugendliche Rundung, der rote Mund lachte wieder dem alten Mann zuliebe, der oft so bekümmert das junge Mädchen ansah — nur aus den schönen Augen, da war der frohe, leuchtende, unbefangene Blick der ersten Jugend geschwunden und kehrte auch nicht wieder; so strahlend der Glanz, in dem Ausdruck lag eine stille, heimliche Sehnsucht. Es lag etwas darin, als ob sie in weiter Ferne nach Verlorenem suchten.

Wenn der Baron morgens und vormittags aufs Feld ging oder fuhr, mußte Fanny ihn begleiten.

Die Nachmittage machte sie mit dem Mädchen und Lorch einen Spaziergang in den nahen Forst, oder sie saß mit dem Großvater auf der Terrasse, wo sie zusammen laien, über das Gelesene sprachen und der Baron aus seinem Leben, von den Reizen, die er früher gemacht, erzählte. Oft gesellte sich auch der Pfarrer zu ihnen — dann gab es einen Chat. So ging das Leben äußerlich seinen ruhigen Gang, aber das Herz der kleinen Jan war gar nicht ruhig, und die Sehnsucht, die aus ihren Augen herausschaute, die hatte ihren Ursprung in dem oft so leidenschaftlich sehnsuchtsvoll pochenden Herzen.

„Großväterchen,“ fragte Jan eines Tages, als sie beide in den von Unkraut überwucherten Steigen des Parkes vor dem Schlosse auf und ab gingen. „Großväterchen, warum läßt Du nie den Rasen scheren und in den Steigen das Unkraut ausziehen?“

„Mir gefällt es so am besten, mein Kind; ich habe hier in dieser Wildnis das Gefühl, daß ich ganz für mich allein und von der Welt abgeschlossen bin. Dir gefällt's wohl nicht, was?“ setzte er scherzend hinzu, sie in die Waage neigend.

„Na, wenn ich ehrlich sein soll, Großväterchen,“ sagte Jan lachend, „mir kommt das hier so vor wie ein alter Herr, der sich lange nicht hat rasieren lassen.“

„Und die unrasierten alten Herren magst Du wohl nicht, was?“

„Nein, solche wie Du, Großväterchen, die immer Tag für Tag gleich gut hergerichtet sind, gefallen mir besser.“

„Schmeicheltüchchen, Du Kleines.“

Ein paar Tage darauf schlägt der Baron Jan eine weite Spazierfahrt in die Umgegend vor. Es wird vorher gerührt, die kleine Lore ganz besonders der Obhut der Mamsell Wedleffischen anvertraut, und um zwei Uhr vollt der kleine Selbstfahrer mit dem Baron und Jan vom Hofe. Sie trinken in einer Försterei Kaffee, speisen in irgendeinem ländlichen Gasthof zu Abend und kehren bei voller Dunkelheit heim. Jan ist entzückt von der Umgegend, der schönen Fahrt, der Liebenswürdigkeit ihres Großvaters, und nachdem sie sich überzeugt, daß Lorch ein rosig und ruhig in ihrem Bettchen schlummert, sucht auch sie schnell ihr Lager auf.

Wie sie am nächsten Morgen auf die Terrasse tritt, stößt sie einen Schrei aus. Die Wege zeigen sich gänzlich von Unkraut frei und die üppigen, präriearartigen, wogenden Grasmengen der Plätze sind verschwunden. Da klopft eine Hand sie von hinten auf die Schulter, und lachend sagt der Baron:

„Nun, mein Kleines, da hast Du Deinen alten Herrn rasiert.“

„O Großväterchen, ich bin ganz beschämt, von aller Güte! Das hast Du mir zuliebe getan!“ ruft sie gerührt.

„Ei freilich, Kindchen, für mich Alten war's gut, wie es eben war, wenn aber solch junges Leben in das alte Haus kommt, da muß man dem schon etwas zuliebe tun. Uebrigens, was würde Dein Schwager Hogemeister wohl zu der Wildnis sagen?“

„Hogemeister?“

Sie fühlt, wie ihr Herz rascher klopft.

„Ja, er meldet sich hier eben für ein paar Tage an, will sich mal nach der Kleinen umsehen, und dann weiter in die Schweiz.“

Jan gibt sich Mühe, sehr ruhig zu scheinen, und es gelingt ihr auch ziemlich; als aber am Nachmittage der Wagen zur Bahn gefahren und Lorch in ein gesticktes Kleidchen gesteckt ist, schlüpfte sie in ihr Schlafzimmer, schließt die Tür hinter sich zu, fällt vor ihrem Bett auf die Knie und preßt das Gesicht in die Kissen, um das Schluchzen zu ersticken. Sie soll ihn wiedersehen — und — er ist frei! — Als sie dann den Wagen vorsehen sieht und die Treppe hinabgeht, zittern ihre die Füße. Trotzdem scheint sie ganz ruhig, nur ihre Wangen sind etwas lebhafter gerötet als sonst. Im Hausflur steht das Mädchen mit dem Kinde; als die kleine Jan sie sieht, streckt sie verlangend die Arme nach ihr aus.

„Nimm sie doch,“ sagt der Baron und tritt vor die Tür, und ohne Ueberlegen tut Jan, wie er ihr geheißen, und steht nun neben ihm, das kleine, rosige Mädchen, mit beiden Händen einen Blumenstrauß umklammernd, dem Vater entgegenhaltend. Sie weiß es nicht, welch ein reizendes Bild das ist, die feine, zierliche Mädchengestalt im schwarzen Lockenköpfchen.

Bill Hogemeister umfängt die beiden mit einem tiefen, zärtlichen Blick schon vom Wagen aus, und als er bei der Begrüßung Jan die Hand küßt, und nichts weiter sagt als: „Guten Tag, kleine Jan,“ da hört man die innere Bewegung aus seiner Stimme heraus.

„Bill, was ist mit Dir, mit Deinem Arm?“ fragt sie tödlich erschrocken.

„Nichts, was irgendwelche Bedeutung hat; beim Hauspringen aus einer Droschke gefallen,“ lügt er oben drein. Ansehen kann er sie dabei freilich nicht.

Es folgen nun einige sehr schöne Tage für die drei Menschen. Ueber die Zukunft und von der Vergangenheit spricht niemand; die Gegenwart ist so freundlich; und als Fanny mit dem Großvater und Bill einmal durch den morgendlich frischen Park wandelt, wo der Tau noch in schweren glitzernden Tropfen, an den Gräsern und Blumen hängt und die Bäume in den Zweigen zwitschern und singen, da ruht sie, ein stilles Leuchten im Blick:

„Wie schön, wie schön! Wenn man doch solche Tage festhalten könnte!“ Der alte Baron nickt zustimmend, und Bill schweigt und sieht unbemerkt lächelnd zu Jan hinüber, er wünscht den Tagen Flügel — sagt aber nichts.

Es widerstrebt seinem Feingefühl, mit Jan irgend etwas zu reden, was mit seinen Wünschen und stillen Hoffnungen zum mienhing. Die jüngste schreckliche Vergangenheit ist noch zu sehr in beider Erinnerung — die liebe Verführerin Zeit mußte erst die scharfen Eren allmählich verwischen.

Aber Bill umgab Jan mit all der ritterlichen und zärtlichen Fürsorge und hatte für sie all die kleinen Aufmerksamkeiten, die nur ein wirklich liebender Mann für eine innig geliebte Frau haben kann. Es war jenes ungeheuerlichen Suchen und unbewußte Finden, jenes wunderbare, heimliche, unausgesprochene Etwas zwischen ihnen, das seine feinen, feinen Fäden von Herzen zu Herzen spannt, jener geheimnisvolle Zauber, der sie wie in goldigen Wolken wandern ließ. Wie es da ein Wunder, wenn die kleine Jan diese Tage, diese wunderhohen Tage hätte halten mögen?

Und doch, was nützte dies Wünschen — sie vergingen wie alle anderen auch vergangen waren, und endlich war der Tag da, an dem Bill reisen mußte. Klein Lorch, die sich prächtig erholt, nahm er mit zurück nach Berlin. Die gute Frau Mia hatte ihm ein zuverlässiges, gebildetes Fräulein, eine ältsliche Tochter des Kolbitzower Pfarrers, für den Haushalt engagiert, und so wollte Bill sich nicht länger von dem Kinde trennen. Das Schicksalste aber sollten der Baron und Jan in Berlin erleben.

Eine Stunde vor der Abreise ging Bill noch einmal in den Park hinab; er spähte durch die Büsche und gewahrte endlich einen weißen Punkt, der sich langsam immer weiter bewegte. Diefem weißen, beweglichen Punkt folgte er und war ihm endlich so nahe, daß er herausfand, der weiße Punkt sei Jan in ihrem weißen, mit schwarzen Schleifen geschmückten Halbtrauerkleid; sie stand am Weiber still und blickte mit gesenktem Köpfchen in die stillen Blüten, durch die der alte Peter seine einsamen Kreise zog.

„Jan!“

Erschrack sah sie auf, und ihre Wangen färbten sich mit einem tiefen Rot. Bill schien es nicht zu bemerken.

„Ich habe noch einmal mit dem Großpapa verabredet, daß Ihr Weihnachten nach Berlin kommt,“ sagte er, „s ist Dir doch recht?“

Sie nickte nur stumm. —

„Habe Dank für alles, was Du mir und Lorchens Gutes und Liebes erwiesen — ich kann es Dir gar nicht so danken, wie ich möchte!“ Seine Stimme zitterte und er nahm ihre Hand. „Du bist mir unendlich viel gewesen, Jan.“ Er fühlt, wie ihre Finger kalt werden in den seinen.

„Leb' wohl, Jan — es ist ja kein langes Scheiden — Weihnachten kommt Ihr nach Berlin, und — wenn es Frühling wird, dann — Jan — dann“ — es klingt fast wie ein unterdrückter Jubel — „dann komme ich wieder — leb' wohl!“

„Leb' wohl!“  
Er küßte ihre kleinen, kalten Fingerringen wieder und immer wieder, und es packt ihn ein leidenschaftliches Verlangen, sie in seine Arme, an seine Brust zu ziehen und ihr liebes Gesichtchen mit Küßchen zu bedecken, — aber er bezwingt sich. Es ist das vielleicht Bill Hogemeisters schwerster Sieg über sich selbst.

Ein paar Tage ist Jan sehr still und der Baron auch. Nach dem ersten Brief von Bill wird es mit Jan besser, mit dem Baron noch nicht. Eine lange Unterredung, die er am Abend vor der Abreise mit Bill hatte, wirkt noch ihre Schatten in sein Gemüt. — Erst nach und nach kommt auch er wieder in das alte Geis, und Großvater und Enkelin verleben einen köstlichen Herbst — ein paar Wochen davon am Ab. in — und einen herrlichen Winter mit dem Weihnachtsfest in Berlin.

Der Schnee ist geschmolzen, das Eis ist verschwunden, der Frühling hält mit Tauchzen und Stürmen seinen Einzug die Knospen springen, und die Bäume stehen da, wie in zartgrüne Schleier gehüllt, Anemonen und Leberblümchen blühen. Waldmeister reißt seine schlanken Stengel, und die Vögelchen bauen ihre Nesterlein — die Burichen und Wädchen aber singt abends vor der Tür des Herrenhauses:

„Der Mai ist gekommen!“  
In einem sol en schönen Maien tag sitzt Jan auf ihrem Lieb lagsplatz unter den Weiden auf der Steinbank und träumt, die Augen sehnsüchtig in die Ferne g. hiet, und diese Träume haben in der letzten Zeit einen ganz bestimmten Inhalt bekommen. — Sie träumt von einem eigenen Heim und von jemand, der ganz unbedingt zu diesem Heim gehört — wie traut sie es ihm machen, wie sie für ihn sorgen, wie sie immer zusammen sein werden, — wie schön das Leben an seiner Seite sein wird, Tag für Tag — immer unzertrennlich — und Jan — denkt sie nicht weiter — und wird plötzlich ganz rot.

Nahe, eilte Schritte nähern sich, und dann bingt zum das Vorkett. Jan preßt die Hände aufs Herz — es ist Bill. Sie ist unfähig, sich zu rühren, ihm entgegenzugehen, ihn zu begrüßen. Er wartet auch gar nicht darauf; mit ein paar Schritten ist er an ihrer Seite und kniet neben ihr, ihre Gestalt umflegend, seinen Haupt in ihrem Schoß.

„Jan!“ flüstert er endlich, zu ihr aufsehend. „Jan, Du hast mir viel zu vergeben — unendlich viel — vergib —!“ Da legt sie ihre Hand auf seinen Mund und sieht ihn an; aus ihren Augen fließt er nur ihre innige, große Liebe heraus.

Sie sprechen beide nichts mehr, aber er sitzt neben ihr, und sie ruht an seinem Herzen, und er hat sie fest an sich gezogen. — Das Höchste, was das Schicksal an irdischer Seligkeit zu vergeben hat, ist in dieser Stunde Bill Hogemeister und der kleinen Jan juteil geworden.

Dem alten Baron wird der Gedanke an eine Trennung von der Enkeltochter sehr schwer, und seit ein paar Tagen trägt er sich mit dem Plan, ganz nach Berlin zu ziehen und Nehmen schon jetzt an seinen Lehnsvetter und Erben zu übergeben. Schließlich bleibt aber doch alles, wie es war — selbst der Haßen wird nicht mehr gemäht.

„Mag er nun wieder wachsen,“ sagt der Baron, „mir gefällt der a. e. anrasierte Herr doch besser. Später, wenn Ihr alle Jahre mit den Kindern kommt —“ Jan erwidert und Hogemeister lächelt, „wenn Ihr im Sommer mit den Kindern kommt, dann mag er sich wieder rasieren lassen.“

Wie viel hatten sie sich zu sagen, Bill und seine Braut, wie viel Trübes und Schmerzliches und Häßliches enthüllte sich ihnen — was doch alles einmal berührt und besprochen werden mußte, was sich ungewollt als etwas ganz Natürliches in ihr Gespräch drängte — aber auch wie viel von ihrer langen, stillen Liebe, die ihnen so viel Glück gab!

„Was mußt Du gelitten haben, meine arme, kleine Jan,“ sagte Bill, sie immer wieder an sich ziehend und ihre Wangen streichelnd, „wie soll ich Dir nur all die Tränen vergelten, die diese lieben Augen um mich gelaufen haben!“

Arm in Arm schritten sie dann auf der Terrasse hin und her, Fanny lehnte sich fester an ihn, und mit einem tiefen, vollen Blick zu ihm aufsehend, flüsterte sie leise, beinahe demütig und doch so stolz: „Du liebst mich ja, nun ist alles gut.“

Der alte Baron saß in seinem Korbstuhl hinter einer großen Zeitung; ihm wurde ganz warm ums Herz beim Anblick der beiden, den er sich manchmal verlohnen über die Zeitung hinweg gönnte.

Als dann Bill seine Braut einmal zu stürmisch liebkoste, rief's plötzlich ganz laut: „Was machst Du da?“ Und als das Brautpaar sich erschrocken umschah, da wippte Kofel auf seinem Messingring und sah sie mit seinen kleinen Augen neugierig an!

## Verspielt.

Roman von F. Arnefeldt.

(11. Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie haben recht getan!“ antwortete Edgar ohne Besinnen. „Wer die Wahrheit kennt und sie nicht ans Licht der Sonne bringt, begeht ein schweres Verbrechen! Ich danke Gott, daß ich nicht vor die Wahl gestellt worden bin, zum Angeber meines Vaters zu werden oder mich, wie Sie sehr richtig sagen, durch Verschweigen und Vertuschen zu meinem Mitschuldigen zu machen.“

„Und wie würden Sie entschieden haben?“ fragte sie schnell.

Er zuckte die Achseln und antwortete schmerzlich: „Das weiß ich heute nicht. Wie aber die Entscheidung ausgefallen wäre, sie würde mich zu einem schwer belasteten, unglücklichen Menschen gemacht haben, zu einem noch weit unglücklicheren, als ich jetzt bin!“

„Und Sie meinen, mich aufgeben, mich fliehen zu müssen, weil —“

„Sie sind in großem Irrtum!“ unterbrach er sie. „Verhielten die Dinge sich, wie Sie sagen, dann wäre ich gelassen, ohne den Versuch zu machen, Sie noch einmal zu sehen.“

Sie wollte eine Zwischenbemerkung machen, er ließ sie jedoch nicht zu Worte kommen, sondern fuhr fort: „Wie ich meinen Vater getannt habe, würde er in Ihrem Anteil an seinem Sturz gar kein Hindernis für unsere Beziehung gesehen haben. Er war fatalist durch und durch und hätte gesagt: „Es sollte so kommen, warum sollte ich dem Werkzeug zürnen, dessen sich das Schicksal bedient hat?“

„Wenn Sie das wissen, warum müssen Sie strenger sein?“ fragte sie und schaute angstvoll zu ihm auf.

„Ich bin es nicht.“

„Doch, Sie wollen mich fliehen.“

„Ich kann Ihnen doch nicht zumuten, Ihr Geschick an das eines Entehrten, Heimatlosen zu knüpfen,“ rief er schnell.

„Ist es nur das?“ fragte sie, und wie ein flüchtiger Sonnenblick, der durch dichtes Gewölk bricht, leuchtete es in ihrem Gesichte auf.

„Kennen Sie nicht den Spruch der Muth, der so häufig bei der Trauung angewendet wird? Wo Du hingehst, da will auch ich hingehen!“

Er ergriß sie mit beiden Händen, wollte sie an sich ziehen, ließ sie aber schnell wieder los und rief sich abwendend:

„Versuchen Sie mich nicht, Leonie, ich bin ja nur ein schwacher, sündiger Mensch! Ich bin der

Heimatlose, der in ferne Länder gehen muß, der nicht weiß, wo er sein Haupt niederlegen wird. Ich kann nicht sprechen: Folge mir!“

„Aber ich kann es!“ entgegnete sie und ein seltsames Lächeln verklärte ihre Züge. „Verzeihen Sie mir, Edgar, auch ich habe mich nicht streng an die Wahrheit gehalten; ich bin nicht das, was ich scheine.“

Er schaute verwundert auf. „Wie, Sie wären nicht Leonie Helbing?“

Sie lachte laut auf; sein Gesicht hatte einen gar zu erschrockenen Ausdruck.

„Die bin ich allerdings, aber ich bin nicht die arme Cousine, die von der Güte des Fräulein Alice von Rohr leben oder sich anderwärts eine Stellung suchen muß.“

„Sie deuteten bereits darauf hin, daß Sie nicht mittellos wären,“ unterbrach er sie und Leonie fügte lachend hinzu:

„Aber Sie admeten wenig darauf, mein guter Edgar, und das hat mir sehr von Ihnen gefallen. Nun hören Sie mich aber an: Oben in Preußen, nicht allzu weit von Königsberg, liegt eine Herrschaft, weit ausgedehnter als Wiejenberg, mit herrlichen dunklen Wäldern, fettem Boden, prachtvollem Vieh, reichlicher Weide und gar nicht unbedeutendem Bernstein-Ertrag. Das Gut heißt Seefeld, und seine Besitzerin hat die Ehre, sich Ihnen vorzustellen.“ Sie machte einen tiefen Knix und lachte abermals über den Schreck, der sich bei ihrem Bekenntnis nicht in seinem Gesicht, sondern auch in seiner ganzen Haltung ausdrückte.

„Aber warum — warum?“ stammelte er. „Mädchenlaune!“ scherzte sie. „Doch setzen Sie sich, Edgar, ich muß Ihnen die Geschichte etwas eingehender erklären.“

„Mein Vater war allerdings ein armer Musiker, der meine ichöne Mutter gegen den Willen ihrer Mutter geheiratet hatte, trotzdem aber sehr glücklich mit ihr lebte, obwohl der Schmalhans Küchenmeister bei ihnen war, und als ihnen der Reichtum in den Schoß fiel, da konnten sie sich dessen nicht mehr lange erfreuen, sie sind beide in noch jungen Jahren schnell hintereinander gestorben.“

„Und der Reichtum?“ fragte Edgar, der mit großer Spannung zuhörte.

„Kann durch Erbschaft,“ erwiderte sie. „Ein Bruder meiner Großmutter hatte in America ein großes Vermögen erworben und sich nach seiner Rückkehr in die ostpreussische Heimat die herrliche Herrschaft Seefeld gekauft, aber wenig nach seinen Verwandten getraut. Er war verheiratet und hatte Kinder. Sie und seine Frau sind vor ihm gestorben, als Einfielder hat er in Seefeld gelebt, und als er endlich hochbetagt gestorben ist, da hat man erst nach den Erben suchen müssen. Der nächste Erbberechtigte war mein Vater, und von diesem ist das Gut an mich gekommen. Es wird jetzt administriert, mein Vormund ist mich in eine Pension, und von da bin ich zu Tante Rohr und zu Alice gekommen.“

Sie hielt einen Augenblick inne, um zu beobachten, welchen Eindruck ihre Erzählung auf ihn hervorgebracht hatte, und nahm wahr, daß seine Stirne sich noch mehr verdüsterte, und er mit den Zähnen an der Unterlippe nagte.

„So zurückgezogen wir lebten,“ fuhr sie fort, „hatte ich doch Gelegenheit, zu bemerken, daß Alice als Besitzerin zum Gegenstand der Spekulation gemacht wurde und daß diejenigen, die von meinen Verhältnissen erfuhrten, die begehrlichsten Blicke auch auf mich richteten. Das wollte ich vermeiden. Nicht um Seefeld willen, sondern um meiner selbst willen wollte ich umworben sein, und als wir von Berlin nach Wiejenberg gingen, ließ ich mir von Alice und Frau Doktor Ehrentraut feierlich das Versprechen geben, daß niemand erfahre, was ich mit meiner Hand zu verhängen hatte, ich spielte die Rolle der armen, abhängigen Verwandten, wie ich hoffe, nicht ganz ungeschickt, und ich habe meinen Zweck erreicht. Mein gutes Glück ließ mich Sie finden, Edgar.“

Sie reichte ihm die Hand, die er nahm und in der seinen selbsthielt. Seine Augen wurdelten auf Boden, er wagte nicht, das schöne Mädchen anzusehen und langsam und traurig jagte er:

„Es war kein Glück, Leonie. Diefem Finden muß ein Scheiden und Weiden folgen.“

Sie fuhr auf. „Aber weshalb? Weil ich nicht mit Ihnen nach Kamerun will, sondern Sie aufordere, nach Seefeld zu kommen?“

„Leonie, sehen Sie nicht die Unmöglichkeit ein, diesem Auerbieten zu folgen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Durchaus nicht.“

„Dem armen Mädchen hätte ich vielleicht meine Hand bieten können, das reiche —“

„O Edgar, Edgar!“ rief sie und aus ihren Augen brachen Tränen, „ist Ihr Stolz wirklich größer als Ihre Liebe? Gleicht sich nicht alles aus, wo zwei sich recht lieb haben? Fragt man da nach dem Mein und Dein?“

„Leonie, ich würde mir so unnütz vorkommen.“

Sie schlug ein silbernes Lachen auf. „Glauben Sie doch nicht, mein Herr, daß ich Ihnen ein bequemes, unnützes Leben bereiten will. Der Herr von Seefeld hat einen großen Wirkungskreis. Das ist während der Administration nicht so bewirksam worden, wie es sein mußte, es gibt dort für einen tüchtigen Landwirt viel zu tun.“

„Der bin ich nicht.“

„Aber Sie können es leicht werden. Auf dem Lande aufgewachsen, bedarf es bei Ihnen nur noch der weiteren Ausbildung und des festen Willens. Sie hängen den Kurien an den Nagel und werden Volontär auf einem großen Gute.“

„Wer würde mich nehmen?“ seufzte Edgar.

„Herr von Erbach täte es ja gleich! Doch nein, nein.“ fügte sie hinzu, als sie sein schmerzliches Zusammenzucken sah, „nicht hier. In meiner Heimat werden Sie mit großer Begeisterung ein Unterkommen finden.“

„Mit dem gestrengen Herrn Vormund dürfte es allerdings ein Lätzchen geben.“ gestand sie ehrlich ein, „aber seine Verschäftigkeit neigt sich ihrem Ende zu, in einem Jahre bin ich volljährig.“

„Und Ihre Verwandten?“

Ein recht wehmütiges Lächeln umzude ihre Lippen. „Berthold Auerbach läßt in einer seiner Dorfgeschichten eine junge Bäuerin zu ihrem Liebsten sagen: „Wenn ich meine linke Hand in meine rechte lege, ist meine ganze Gesehenshaft bei einander.“ Weinade ergeht es mir ebenso. Alice von Rohr ist meine einzige Verwandte und ich glaube nicht, daß sie etwas gegen meine Wahl haben würde. Wer selbst glücklich ist, der läßt auch andere glücklich sein.“

Er hatte noch viele Einwände, sie war für jeden mit einer passenden Entgegnung bei der Hand, und endlich mußte er sich für überwinden erklären. Mit inniger Umarmung und mit heißen Küffen beglückte sie den Bund, den sie jetzt für das Leben geschlossen hatten. Noch lange saßen sie dann in ersten Beratungen und Erwägungen beisammen, und als sie auseinander gingen, war es allerdings eine Trennung auf lange Zeit, aber Mund und Herz sprach freudig: „Auf Wiedersehen!“

Leonie Helbing hatte noch an demselben Abend eine lange Unterredung mit ihrer Cousine Alice, zu einer zweiten wurde am nächsten Tage auch der wieder in Wiesenberg weilende Hellmuth von Erbach zugezogen. Dann packte Leonie ihre Koffer, und die nächste Neugier, die man sich in der Umgebung erzählte, war, sie sei nach einem heftigen Auftritte mit Fräulein von Rohr ganz plötzlich abgereist; diese sollte eifersüchtig gewesen sein. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, auch Fräulein Helbing sei eine reiche Erbin, und manne Mutter, die nach einer guten Partie für ihren Sohn umschaute, bedauerte, die günstige Gelegenheit verpaßt zu haben.

In Leonies Begleitung befand sich Frau Trine Winhold; das Försterhaus in der Nähe der Waldschenke sollte bald von einem Nachfolger bezogen werden, und Winhold, dem eine ganz kurze Freiheitsstrafe subskribiert ward, seiner Frau folgen. In ihren ausgedehnten Forsten hatte Leonie mehr als

eine Stelle, wo sie die Dienste eines zuverlässigen, ihr ergebenen Försters wohl gebrauchen konnte, und sie hielt sich für verpflichtet, ausreichend für Winhold und seine Frau zu sorgen.

Die Zimmer, die der Oberverwalter im Beamtenhause bewohnt hatte, waren vergeschlossen und wenn die Diensthofen es vermeiden konnten, daran vorüberzugehen, so taten sie es sehr gern. Man war zu aufgeklärt, um zu glauben, der ehemalige Tyrann von Wiesenberg könne als Gespenst sein Wesen treiben, aber unheimlich blieben die Räume dennoch.

Recht viel Kopfschmerzen verursachte auch das spurlose Verschwinden seines Sohnes. Man hatte nach dem Begräbnis des Oberverwalters Edgar nicht wieder gesehen und erzählte sich von ihm die seltsamsten Dinge. Nach einigen hatte er seinem Leben ein Ende gemacht, nach anderen ist er ausgewandert. Die Wahrheit über ihn wußten nur Hellmuth von Erbach und Alice von Rohr und diese bewahrten das Geheimnis.

## 19. Kapitel.

Zwischen Wiesenberg und Felberg herrschte ein reger Verkehr. Kein Tag verging, ohne daß Hellmuth herübergeritten oder gefahren kam. Es gab für die häufigen Besuche der Anlässe gar viele.

Eine von Erbach und hinzugezogenen Sachverständigen vorgenommene Revision der bisher vom Oberverwalter Hartung geführten Bücher und der sonst vorhandenen Papiere hatten ergeben, daß sich die geschäftlichen Angelegenheiten des Ritterguts Wiesenberg in großen Unordnungen befanden, und es bedurfte viel Arbeit, großer Ausdauer, und Geduld, Ordnung hineinzubringen, eine genaue Uebersicht zu erhalten und den Vermögensstand Fräulein von Rohrs festzustellen.

Hellmuth von Erbach, der sich diesem Geschäft mit großem Eifer und anerkannter Umsicht unterzogen hatte, konnte Alice doch erst nach Verlauf mehrerer Wochen das Ergebnis davon mitteilen. Es lautete nicht günstig. Hartung hatte einen ganz ansehnlichen Teil ihres Privatvermögens vergeudet und die Einkünfte des Gutes verbraucht, ohne dafür aufzuwenden, was streng genommen erforderlich gewesen wäre. Es war alles doch nur oberflächlich in Stand gehalten worden und viele Erneuerungen hatten sich bei gründlicher Untersuchung als notwendig herausgestellt.

Es war ein klarer, warmer Tag zu Anfang des September, als Hellmuth von Erbach Fräulein von Rohr an einem Vormittag um eine Unterredung bitten ließ. Sie empfing ihn in dem kleinen Zimmer mit der vollen Aussicht auf das Saalethal, in dem sie sich vorzugsweise gern aufhielt und sah erwartungsvoll und frisch aus.

Die letztvergangene Zeit hatte eine große Veränderung in Alices Aussehen und in ihrem ganzen Wesen hervorgebracht. Der schwermütige Ernst, der sie umschattete, hatte einer sanftern, wohlthuenden Seiterkeit Platz gemacht, auf ihren Wangen blühten die Rosen der Gesundheit, Augen und Mund hatten das frohe Lächeln und auch das gesunde Lachen gelernt. Sie war jetzt wirklich das junge Mädchen, das sie den Jahren nach war, und diese glückliche Umgestaltung war nicht allein der Befreiung von der schweren Last, die sie so lange auf dem Herzen getragen, zuzuschreiben. In ihrem Herzen war die Blume der Liebe und des Glückes aufgeproßt. Hatte zwischen ihr und Hellmuth auch noch keine Erklärung stattgefunden, so wußte sie doch, daß sie einander gehörten und es der Worte zwischen ihnen gar nicht mehr bedurfte.

Auch in Alices äußerer Erscheinung war eine große Veränderung vorgegangen. Sie war viel zu gut erzogen und zu vornehm, als daß sie sich je einer Nachlässigkeit in ihrem Anzuge schuldig gemacht haben würde, aber sie hatte doch immer eine gewisse Gleichgültigkeit dagegen an den Tag gelegt. Eine schlichte Haartracht, dunkle Farbe für die Kleider, obgleich sie die Trauer abgelegt hatte, waren bei ihr an der Tagesordnung gewesen, selten hatte sie ein Schmuckstück, noch seltener eine Blume getragen, und sich immer gedehrt, wenn Leonie ihr eine solche anbieten wollte.

Jetzt war die Cousine fern, wo sie ihre helle Freude an der mit Alice vorgegangenen Veränderung hätte haben können.

Hellmuths gelegentliche Aeußerung, daß er an Frauen gern helle und besonders weiße Gewänder sehe, war nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Mit stillen, vergnügtem Lächeln hatte Frau Doktor Ehrentraut wahrgenommen, daß Fräulein von Rohr sich einige derartige Kleider aus Berlin kommen lassen, und ihre Bemerkung der Frau Majorin von Erbach, mit der sie sich schnell befreundet, mit bezüglichen Lächeln mitgeteilt.

Auch an diesem lichtumflössenen Septembertage empfing Alice von Rohr ihren Freund und Gutsnachbar in einem elfenbeinweißen Kleide, das in schönen Falten an ihrer königlichen Gestalt herabfloß. Außer einer feinen goldenen Kette, an der die kleine, im Gürtel hängende Uhr befestigt war, und einer den Kragen zusammenhaltenden Brosche mit Rubinen trug sie keinen Schmuck; in dem von der Stirn zurückgestrichenen und am Hinterkopf in einem dichten Flechtenknoten zusammengesteckten schwarzen Haar glühten aber ein paar Granaten, und dieselbe Blume hatte sie in einem kleinen Strauß vor der Brust.

Als Hellmuth bei ihr eintrat, eilte sie ihm entgegen, reichte ihm die Hand und fragte mit einem leisen Anflug von Vorwurf in ihrer Stimme:

„Was bedeutet denn das, mein lieber Herr von Erbach? Warum haben Sie sich so feierlich anständig lassen? So denke, über diese steifen Umgangsformen sind wir längst hinaus.“

Hellmuth vermodete nicht sogleich zu antworten. Das Zimmer war erfüllt von lachendem Sonnenschein und die weißgekleidete Gestalt schien ihm auf einer obigen Woge entgegenzuschweben, das junge Mädchen war ihm noch nie so schön erschienen, wie in diesem Augenblicke und es gelang ihm nur schwer, seinem stürmisch klopfenden Herzen Ruhe zu gebieten. Mit leicht bebender Stimme sagte er endlich:

„Ich komme heute in der besonders ersten Angelegenheit und hielt deshalb auch eine Art von Einführung für angemessen.“

Alces Herz begann stürmisch zu klopfen; war Hellmuth gekommen, um die escheidende Frage an sie zu richten? Doch nein, es bejaß zu viel Last, um es in dieser Weise zu thun, sein Aussehen deutete eher darauf hin, daß er angenehme Dinge zu berichten habe. Doch Alibel, er war da — was konnte ihr geschehen, wo er in ihrer Nähe war? Schon hatte sie sich ganz und entgegenete lächelnd:

„Sie sind der Sohn Ihrer Mutter Hellmuth. Die vortreffliche Frau tut auch die Ihrigen mit etwas Umständlichkeit und Feierlichkeit! Ich bin weniger formvoll und bitte deshalb: Suss mit der Sprache; was haben Sie mir zu sagen?“

„Sie haben recht, es bedarf bei Ihrer feiner langen Vorbereitung, Sie können alles hier“ erwiderte er und führte sie zu einem in der Ecke des Zimmers unter hohen Palmen aufgestellten Pianol, lud sie ein, darauf niederzusetzen und zogen einen Sessel heran. „Ich bin gekommen, um Ihnen Bericht über den Stand Ihrer Angelegenheit zu erstatten.“

„Und Sie wollen mir mitteilen, daß der Oberverwalter Hartung vom Reichtum in Daniels mir nichts übrig gelassen hat!“ rief sie sich dieser in den Divan zurücklehnd, mit ganz ruhiger Stimme und ohne daß in ihrem Gesicht sich ein Farbenwechsel kundgab. „Reden Sie ohne Scheu, ich bin darauf vorbereitet.“

„Darauf kenne ich Sie,“ entgegnete er mit beifälligem Kopfnicken; „so schlimm liehen die Dinge doch noch nicht; hätte der Herr Oberverwalter allerdings noch Jahre hindurch ungehindert so fortwirtschaften dürfen —“

„Sie sind es, der mich von ihm erlöst hat!“ rief sie dazwischen und drückte ihm die Hand. „Doch weiter! Weiter.“

Hellmuth zog eine Briefstasche hervor, breitete Papiere vor ihr aus, las ihr vor, rechnete und erklärte. Sie hörte ihm aufmerksam zu und er ent-

nahm ihren Fragen, wie klug und verständnisvoll sie ihm zu folgen verstand.

Als er geendet, faltete sie die Hände, schaute mit einem verklärten Blick zur Decke empor und sagte tief aufseufzend:

„Gott sei Dank, ich kann Wiesenberg halten!“

„Fürchteten Sie, daß das Gut gefährdet wäre?“

Sie bejahte mit einem Kopfnicken und fügte hinzu: „Ich habe es mir viel, viel schlimmer gedacht.“

„Und haben doch während der ganzen Zeit Ihren Gleichmut bewahrt!“ rief er und schaute bewundernd zu ihr auf.

„Meine Mutter hatte mich einfach erzogen, ich hätte mich mit dem begnügen können, was sie mir hinterlassen hat,“ antwortete Alice, „ich will es aber gesehen, es hätte mich geschmerzt, hätte ich Wiesenberg in fremde Hände kommen lassen müssen.“

„Daran ist nicht zu denken!“ versicherte Hellmuth lebhaft. „Sie sind im Gegenteil in der Lage, es zu einem Musterquart zu machen.“

„Wenn Sie mir dabei helfen, wenn Sie die Bewirtschaftung in die Hand nehmen!“ rief Alice. Kaum war ihr das Wort entfahren, so stieg dunkle Röte in ihr Gesicht, und verschämt schlug sie die Augen zu Boden, doch schon lag Hellmuth zu ihren Füßen.

„Darf ich das?“ juchzte er und umfaßte mit beiden Armen ihre Taille. „Darf ich mich als treuer Verwalter dessen betrachten, was Du besitzt? Gibst Du selbst Ich mir zu eigen?“

Sie neigte sich zu ihm und flüsterte: „Weißt Du nicht, daß ich Dir schon lange gehöre? Ich habe Dich geliebt, seit ich Dich zum erstenmale gesehen habe.“

„Wie ich Dich! Ich schon damals stand es fest bei mir, ich muß dich erringen, wenn ich auch nicht wußte, welche räthige Bundesgenossin ich an Dir hatte. Wenn bei sich Lieben auf den ersten Blick, da müssen sie zusammen kommen, wenn es ihnen auch schwer emacht wird.“

„Ich wußte, daß ich keinen Feind an Dir hatte, wie schön man Dich mir auch malte,“ lächelte sie.

„Und wußt auch, von wem die Orchideen an Deinem Geburtstag kamen?“ flüsterte er ihr ins Ohr.

„Ich traue eine davon noch heute als Talisman auf meiner Brust,“ antwortete sie und drückte die Hand auf's Herz.

„Ahnst Du nicht, wie die Liebenden beieinander und errieten einander an alle Ereignisse ihres Lebens?“

„Wißt Du noch?“ fragte Alice, und „weißt Du nicht?“ fragte Hellmuth und jede Antwort rief einen neuen Jubel, neue Umarmungen und Küsse hervor.

„Gentlich habe ich Grund, dem Oberverwalter dank zu sein,“ sagte Hellmuth und verwundert schaute Alice auf.

„Wofür? Weshalb? Jetzt verstehe ich Dich nicht, Geliebter.“

„Daß Du nicht mehr die Million-Erbin bist, würde mir doch schwer gewesen sein, um die zu leben.“

Alice schüttelte lächelnd den Kopf, sagte dann er sehr ernst:

„Ich kann nicht glauben, daß das Deine wahre Meinung ist, Hellmuth. Wer wahrhaft liebt, darf sich weder durch Reichthum, noch durch Armut stören lassen. Ich hätte es genau gemacht wie Leonie; sie ist mir nie größer und liebenswerter erschienen, als da sie Abschied von mir nahm.“

„Ihr Frauen seid größere Heldinnen als wir,“ erwiderte Hellmuth ärtlich. „Das Beste wird sein, wir grübeln nicht, wie es hätte sein können, sondern nehmen dankbar hin, wie es gekommen ist.“

Das Schlagen einer Uhr ließ das junge Paar aufstehen, es hatte in seinem Liebesrausch das Ent-eilen der Zeit nicht gespürt.

„Frau Doktor Chrentraut wird staunen, daß unsere Beratung gar kein Ende nimmt,“ sagte Alice.

„Meine Mutter erwartet mich zum Mittagessen!“ rief Hellmuth und fügte hinzu: „Begleite mich zu ihr. Ich bringe ihr heute endlich die lang-ersehnte, die hochwillkommene Schwiegertochter. Komm, mein kleiner Wagen mit den Ponies soll uns schnell hinübertragen.“

Frau Majorin von Erbach war nicht sehr über-rahmt, als Hellmuth und Alice als Verlobte bei ihr anlangten, sie war lange auf dieses Ereignis vor-bereitet und bewillkommnete in Fräulein von Rohr die Schwiegertochter, die sie sich gewünscht, das Mädchen, das sie als die geeignete Gattin für ihren Sohn schon lange gekannt hatte. Trotz aller Freude, die sie empfand, konnte sie, jedoch ein Wehgefühl, das in ihrer Brust sich regte, nicht bannen. Sie mußte den ersten Platz im Herzen ihres Sohnes an eine andere abgeben, sie mußte auf die Stelle der gebietenden Frau auf Feldberg zugunsten einer anderen verzichten und sich mit der einer Beraterin begnügen, wenn es nicht besser war, sich gänzlich vom Schauplatz zurückzuziehen.

Das Letztere ward ihr erspart. Alice und Hell-muth hatten nicht nur miteinander gekost und geschert, sondern auch vernünftig Rat gepflogen und er teilte der Mutter mit, was sie als ihr Bestes erkannt und beschlossen hatten.

Hellmuth wollte Feldberg, das vorzüglich im Stande war, einem tüchtigen Verwalter übergeben und hinüberziehen nach Wiesenberg, das andauernd der Leitung des Herrn bedurfte.

„Die Güter grenzen aneinander,“ sagte er, „ich kann sehr gut meine Augen auf Feldberg haben und es bedarf keinen nicht einmal. Wenn Du die Zügel in die Hand nimmst, liebe Mutter, dann ist alles wohl versorgt.“

Die Majorin lächelte gleichmüthig, aber doch mit einer leisen Bitterkeit.

„Vizekönigin!“ sagte sie. „D nein, nein!“ rief Alice, „Herrscherin im wahren, im besten Sinne des Wortes. Ihre Kinder werden an jedem Tage von neuem Ihres Rathes und Ihrer Hilfe bedürfen und dankbar sein, wenn Sie ihnen diese zuteil werden lassen.“

Gerührt schloß die Majorin sie in die Arme und küßte den schönen Mund.

20. Kapitel.

Die Verlobung der Besitzerin von Wiesenberg mit Herrn Hellmuth von Erbach erregte bei den Nachbarn kein großes Staunen; im Gegenteil, man hatte sie bereits erwartet und sich gewundert, daß sie so lange auf sich warten ließ. Einige Super-fluge hatten sogar gemeint, Herr von Erbach zögere, um erst sicher zu sein, wie es sich mit Fräulein von Rohrs Vermögensverhältnissen verhalte; eine ganz mittellose Braut möge er doch wohl nicht heim-führen wollen. Nun die Tatsache bekannt geworden war, beeilte man sich, ihr gebührend Rechnung zu fragen. Wiesenberg und Feldberg wurden nicht leer von Besuchenden, die den Verlobten und der Majorin ihre Glückwünsche darbringen wollten. Hatte man Alice früher gesüßlich gemieden, so bewarb man sich jetzt eifrig um ihre Freundschaft und sie trug nichts nach. Es ist so leicht, groß-müthig zu sein, wenn man glücklich ist.

Schon nach wenigen Monaten fand die Hochzeit statt; sie wurde in aller Stille in Feldberg gefeiert, man machte der Majorin gern dieses Zugeständnis; als vermähltes Paar zogen Alice und Hellmuth in Wiesenberg ein.

Frau von Erbach blieb als Regentin in Feld-berg und bei ihr wohnte fortan Frau Doktor Chrentraut. Zwischen beiden Gütern fand aber ein sehr reger Verkehr statt. Tag für Tag flogen die Postkutschen herüber und hinüber und selten verging ein solcher, ohne daß man sich gesehen hätte.

Mehr als ein Jahr war vergangen, seit die Hochzeit stattgefunden. Alice hatte ihrem Gatten bereits den Erstgeborenen, den künftigen Erbherrn auf Feldberg und Wiesenberg geschenkt, da rüstete das junge Paar, das seither seine Besitzungen nicht verlassen, sich zu einer weiten Reise.

Die Fahrt ging über Königsberg hinaus nach Seeefeld, wo Leonie Helbing jetzt seit vielen Mo-naten hauste und wohin sie nun in einem von guter

Laune sprudelnden Briefe die Verwandten geladen hatte. Sie war großjährig, wollte Hochzeit feiern und bat so flehentlich, sie an diesem wichtigen Tage nicht allein zu lassen, daß Herr und Frau von Erbach alle Bedenken in den Wind schlugen und ihre bevorstehende Anfunft meldeten.

Alle Einwände, welche die Majorin wegen der weiten Reise in der wenig günstigen Jahreszeit erhob, schlug ihr Sohn mit den Worten nieder:

„Leonie hat keinen Augenblick überlegt oder gezaudert, als es darauf ankam, für uns zu handeln; sie zeigte sich bereit, ihr ganzes Lebens-glück für uns zum Opfer zu bringen, es ist das wenigste, das wir für sie tun können, daß wir sie ihren Hochzeitstag nicht ganz allein mit Fremden feiern lassen. Wir sind jung und gesund und unser kleiner Wolf ist bei Dir so vorzüglich aufgehoben, daß er die Mutter nicht vermiesen wird.“

Dabei blieb es, denn Herr Hellmuth von Erbach hatte bei aller Liebe und Rücksicht für die Mutter doch etwas sehr Festes und Bestimmtes, gegen das es eine Aufsehnung nicht gab.

Besser, als erwartet werden durfte, ging die Reise von Station. Seit Menschengedenken hatte man einen so milden November nicht gehabt, und selbst hoch oben in Ostpreußen, wo sonst um diese Jahreszeit der Winter schon seine Herrschaft an-getreten hatte, war von Schnee und Eis nichts zu spüren. Die hohen Tannenwälder, durch welche die Fahrt von der Bahnhauptung nach Seeefeld ging, trugen ihre dunklen Säupter noch frei von der weißen Last, ungefesselt floß der Strom dahin, auf den Felsen war man beschäftigt, die letzten Früchte des Jahres einzuharnten.

Seeefeld war ein altes Schloß, dessen Ent-fernung in die Zeit fallen mochte, wo die deutschen Ritter noch im Lande herrschten und blutige Kämpfe mit den Polen bestanden. Allerdings waren es nur die riesigen, wie für die Ewigkeit gesügten Grundmauern, die Thürme und Zinnen, die stehen geblieben, alles andere war im Laufe der Jahre vielfach umgestaltet worden. Der Bau hatte somit nichts Einheitsliches, und es würde schwer gewesen sein, einen bestimmten Stil daran nachzu-weisen, um so interessanter wirkte er aber in seiner Vielgestaltigkeit, der die Einrichtung entsprach.

Altdeutsche Möbel und Gerätschaften in einigen Zimmern traten in ihrer Gediegenheit und Majestät in den größten Gegenatz zum zierlichen Rokoko, das in einer ganzen Reihe von Gemächern die Herrschaft hatte, italienische Renaissance stellte sich neben schlichtem Hausrat aus der Vater Zeit dar. Wohin das Auge blickte, fiel es auf kostbaren, wohlgeordneten Besitz, trat man aber ans Fenster, so schaute man auf weite, jetzt freilich in der Winterruhe liegende Felder, auf dunkle Wälder und dahinter auf das im Schein der Mittagsonne blinkende Meer.

Alice war voll Staunen und Bewunderung, so großartig hatte sie sich das Bestium ihrer Cousine nicht gedacht, und lächelnd gestand sie ihr:

„Dahinter müssen sich Wiesenberg und Feld-berg verstecken. Ich bewundere, daß Du so lange fern von Deinem herrlichen Eigentum leben konntest.“

„Ich habe es ja nicht gekannt,“ entgegnete Leonie, „und mir graute vor dem Alleinsein in dieser mächtigen Umgebung. Ach, und es war doch ein so großes Glück, mit Dir zusammen zu leben.“

„Du hast es nicht leicht gehabt; es war eine schwere Zeit, die ich durchzumachen hatte, und Du hast mir getreulich beigestanden.“

Leonie schaute zu Boden, ihre Stirn verdüsterte sich, die Schatten der Vergangenheit zogen noch einmal an ihr vorüber; aber bald blickte ihr Auge wieder klar und hell, und lächelnd sprach ihr Mund:

„Wir haben beide in Wiesenberg unser Glück gefunden. Beide sitzen wir auf eigenem Grund und Boden und verstehen, ihm seine Schätze zu ent-loden. Dein Hellmuth hatte schon immer den Ruf, ein tüchtiger Landwirt zu sein, und — nun, Du wirst sehen,“ unterbrach sie sich.

Mit Leonie war innerlich und äußerlich eine große Veränderung vorgegangen. Sie war nicht



